

Maureen Grant

# Rockerbräute

ROMAN



»Der erotische Roman«  
Band 75

© 2004

AMM

Amanda Media & Marketing AG, Zug/Schweiz

Vertrieb:

Edition Combes

im Verlag Frank de la Porte

Frankenstraße 17

D-96328 Küps

Tel. 092 64-9766

Fax 092 64-9776

[www.edition-combes.de](http://www.edition-combes.de)

ISBN 3-937914-01-3

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.

Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

## I

Es quält mich. Für einen Jugendlichen wie mich, dem es schon schwerfällt, einen Kugelschreiber oder einen Füllfederhalter zu benutzen, mutet dieses Ding wie ein Relikt aus einer anderen Welt an. Aber in dem Haus, in dem ich seit kurzem lebe, gibt es keinen elektrischen Strom, um einen Computer anzuschließen, und ich bin auf dieses Requisite angewiesen. Es ist eine ganz gewöhnliche weiße Gänsefeder mit einer zugeschnittenen Spitze, die man in ein Tintenfaß tunken muß, um damit schreiben zu können. Doch das ist es nicht, was mich wirklich stört. Es sind meine Hände. Es sind meine eigenen Hände, die mich quälen.

Mein Name ist Dennis Turnball. Ich sitze an einem altmodischen Rolladensekretär vor einem Sprossenfenster mit Aussicht auf die Blue Mountains von Pennsylvania und merke, daß meine Hände sich dagegen wehren, die Erinnerung an das Geschehene dem Bogen fein abgeschöpftem Büttenpapier anzuvertrauen, das mir Mrs. Braunegger, die Dame des Hauses, in ihrer grenzenlosen Güte zur Verfügung gestellt hat. Zu vieles ist passiert. Wir, das heißt meine Mutter und ich, haben nicht immer in Brooklyn gewohnt. Als mein Vater noch lebte, besaßen wir ein kleines Haus mit Garage und rasenbedecktem Vorgarten in Tottenville auf

Staten Island; mein Vater war Filialleiter eines kleinen Baumarktes an der Main Street unseres Stadtteils und sorgte für uns, wie ein guter amerikanischer Familienvater für seine Familie eben sorgen sollte.

Er stammte – wie meine Mutter – gebürtig aus New Haven, Connecticut, und gehörte einer uralten, angesehenen Familie an, deren Vorfahren noch mit der Mayflower nach Amerika eingewandert waren. Er ist an einem Dienstag in der ersten Dezemberwoche des Jahres 2002 an einem Gehirnschlag gestorben, und ich erinnere mich, daß sich in dem anhaltenden Schneetreiben halb Tottenville auf unserem Friedhof einfand, denn Dad war bei allen unseren Nachbarn sehr beliebt gewesen. Seine Freunde aus dem Bowling-Club kamen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, eine Abordnung der Freiwilligen Feuerwehr, deren Brandmeister er gewesen war, viele seiner Kollegen, Kunden und ehemaligen Schulkameraden und -kameradinnen. Meine Mutter hielt ihr Gesicht hinter einem Netzschleier aus schwarzer Tüllseide verborgen, der von ihrem altmodischen schwarzen Damenhut herunterhing, und sie weinte die ganze Zeit.

So schlimm der frühe Tod meines Vaters auch war; noch schlimmer traf uns im Grunde die Zeit danach. Daddy hatte keine Lebensversicherung mit Mom als Begünstigte abgeschlossen; sein Bankkonto war bis auf knapp 1.300 Dollar leergeräumt, und auf unserem Haus in Tottenville lasteten zwei Hypotheken. Meine Mutter sah sich gezwungen, einen Job anzunehmen und das Haus und unseren 7er BMW an ihre Bank zu

verkaufen, um den allergrößten Teil unserer Schulden zu tilgen. Natürlich konnten wir auch nicht in Totenville wohnen bleiben. Dazu langte Mommys Einkommen beileibe nicht. Mit ihren zweiundvierzig Jahren hatte sie eine schlecht bezahlte Stelle als Kassiererin in einem Supermarkt in Brooklyn gefunden. Das Gehalt und die karge Witwenrente, die sie bezog, reichten so gerade noch, um zwei Mäuler zu stopfen, die monatlichen Raten und die Miete für die neue Wohnung zu bezahlen, aber sehr viel größere Sprünge konnten wir uns nicht mehr erlauben. Jeden Cent, den Mom einsparte, legte sie auf einem gut verzinsten Sparkonto an, damit ich später einmal studieren konnte.

Gewiß, Brooklyn war nicht die Bronx, aber es gab auch in dem Viertel, in dem wir jetzt wohnten, genügend Konfliktstoff, um jeden Augenblick ein Gewitter, einen Sturm, einen *Krieg* ausbrechen zu lassen. Das soziale Gefälle war beängstigend. Einerseits lebten in Brooklyn die hyperreichen Emporkömmlinge und Finanzjongleure mit ihren maßgeschneiderten Anzügen und Nadelstreifenkostümen, die sich Morgen für Morgen in ihren langgezogenen, chromblitzenden Nobelkarossen über die Brooklyn oder die Manhattan Bridge über den East River quälten, um an der Wallstreet ihren hochdotierten Jobs nachzugehen. Doch es gab auch andere Leute – diejenigen, die auf der Schattenseite des Paradieses geboren worden waren: die Schwarzen vor allem und die Puertoricaner, die Junkies, die illegalen osteuropäischen Einwanderer

mit ihren verängstigten Gesichtern, die Stadstreicher, die bekifften Huren, die Luden und Dealer, die gewalttätigen Jugendbanden. Ich war unter den behutsamen, doch niemals unaufmerksamen Händen meiner puritanischen Mutter zu einem gut erzogenen amerikanischen Jugendlichen herangewachsen, der weder die Highschool noch die Sonntagsschule schwänzte, die Nationalhymne mitsingen konnte und immer seine Hausaufgaben machte. Ich paßte in diese Gegend wie eine Nonne in ein Bordell.

Natürlich sorgte Mom sich um mich, denn mit meinen siebzehn Jahren befand ich mich gerade in einem Alter, in dem der Kontakt zur Straße einen bösen Einfluß auf das Leben eines jungen Mannes ausüben kann. Es gab zwei Jugendbanden in unserer Straße, die sich bis aufs Messer bekriegten – die weißen Jungs, die sich ‚The Jaws‘ nannten, und die Leute aus der Karibik, die ihre Gang der Einfachheit halber ‚Compadres‘ getauft hatten. Selbstverständlich sympathisierte ich mit den Jaws. Als strenggläubige Kongregationalistin hatte mich meine Mutter nicht zu einem Jugendlichen mit Vorurteilen gegen Menschen anderer Rasse oder Hautfarbe erzogen, aber nun merkte sie, daß sie ihren täglichen Kampf gegen den Einfluß der Straße zu verlieren drohte.

Am anderen Ende unserer Straße gab es die William Wendel Wrestling Hall, eine heruntergewirtschaftet aussehende, modrig riechende Turnhalle aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, in der ein Ringerverein, die *Brooklyn Alligators*, seine Trainingseinheit

ten absolvierte. Eines Tages sagte meine Mutter zu mir: »Warum gehst du nicht mal in diese Halle und schaust dir die Ringer an? Ein wenig Sport könnte dir nicht schaden, und du würdest die Jungen und Mädchen aus diesem Viertel kennenlernen, die sich *nicht* zu kriminellen Jungenbanden zusammengeschlossen haben.«

»Ich interessiere mich nicht fürs Ringen, Mommy«, erwiderte ich.

»Vielleicht kommt das Interesse noch«, meinte Mom. »Die *Alligators* ringen im griechisch-römischen Stil. Das ist eine olympische Sportart. Vielleicht wirst du mal so berühmt wie Ted Seabrooke oder sogar Ed Gallagher.«

Beide Namen sagten mir nichts, doch ich war, wie schon erwähnt, gut erzogen worden, und da ich meine Mutter wie keinen anderen Menschen auf der Welt liebte und ihr niemals eine Bitte ausschlug, beschloß ich, am nächsten Tag die Ringerhalle aufzusuchen und mich beim Manager oder dem Trainer der *Alligators* vorzustellen.

Zugegeben, ich war kein besonders großer Ringer. Doch die *Alligators* waren auch kein besonders großer Verein. Mr. Vanish, dem der Club gehörte, war nicht nur dessen Präsident, Manager, Zeugwart und Trainer in Personalunion, sondern besaß auch eine starke soziale Ader. Zur Zeit des Vietnamkrieges hatte er ein riesiges Vermögen in der Rüstungsindustrie verdient (mit dubiosen Waffengeschäften, wie die Leute von Brooklyn hinter vorgehaltener Hand munkel-

ten), und jetzt, mit Vierundsechzig, wollte er mit seinem Vermögen seinen Teil dazu beitragen, daß die Kids von der Straße kamen. Die alltägliche Kleinkriminalität, die Bandenkriege, die illegale Prostitution, die Arbeitslosigkeit, das Leben in halbzerfallenen Häusern und die verwahrlosten Jugendlichen: Mr. Varnish beharrte auf seinem Standpunkt, daß es um Amerika heute besser stünde, wenn sich die Leute mehr um die Jungen und Mädchen kümmern und sie früh in die sozialen Pflichten eines Sportvereins einbinden würden.

Im ersten Monat meiner Mitgliedschaft in diesem Club mußte ich für die anderen Jungs in meiner Gewichtsklasse als Sparringspartner herhalten, und die machten sich, wie Jugendliche eben sind, einen Mordsspaß daraus, mich mit perfekten Schulterwürfen oder sonstwie auf die Matte zu befördern. Doch ich hatte Blut geleckert und trainierte hart. Ich wollte den griechisch-römischen Stil genauso perfekt beherrschen wie meine Mannschaftskameraden. Als junger Mann mit einem gesunden Selbstvertrauen haßte ich es, als Fußabtreter benutzt zu werden, und außerdem gab es in der Mädchenmannschaft der *Alligators* eine langbeinige, kleine Blondine mit einem süßen Stupsnäschen im Gesicht, auf die ich ein Auge geworfen hatte.

Im Film und in den bunten Comic Books ist der Verlierer, der *Loser*, die interessantere Figur als der jugendliche Liebhaber, weil er unser Mitleid weckt und weil wir uns insgeheim selbst in ihm wiedererkennen.



Doch im wirklichen Leben hat der Underdog bei den Mädchen weniger Chancen als der muskelbepackte Beau, der als Gewinner aus dem Ringraum geht.

Sie hieß Jennifer Winterset (wie der Geburtsort von John Wayne), ging noch auf die Highschool und war nicht ganz ein halbes Jahr jünger als ich, makellos schlank, mit endlos langen, kerzengeraden Beinen, kleinen, doch festen Brüsten und einem schönen ovalen Gesicht, das seine skandinavischen und walisischen Wurzeln nicht verleugnen konnte, aber vor weiblicher Anmut strotzte. Jennifer sah immer frisch gewaschen und geföhnt aus, selbst nach dem härtesten Kampf. Sie war so *rein* wie ein Gebirgsbach in den Rocky Mountains an der Quelle. Ich fand, daß Jennifer Winterset das hübscheste Mädchen der ganzen Straße war. Sie trug weder Piercing noch ‚schmückten‘ schrille Tattoos ihren Rücken oder ihre köstlichen Teenagerschenkel. Am allermeisten freilich faszinierten mich ihre großen, haselnußbraunen Rehaugen, die winzigen, Y-förmigen Grübchen rechts und links in ihren ewig zartgebräunten Wangen – und dann natürlich dieser kleine rosensfarbene Mund mit dieser unnachahmlichen Spur von Sinnlichkeit.

Eines Nachmittags war ich beim Training wieder einmal von einem meiner Mannschaftskameraden geschultert worden und kroch wie das schon sprichwörtliche Häufchen Elend auf allen vieren von der Matte, um meine Wunden zu kühlen. (Diese Wunden waren eher seelischer denn körperlicher Natur.) Jenny saß in ihrem engen, anthrazitgrauen Trainingsan-

zug auf der anderen Seite der Ringerhalle und schlürfte mit einem langen, weißrot längsgestreiften Plastikhalm eine gelbe Zitronenlimonade aus einem Pappbecher.

»Mickey Cooper hat dich ganz schön verdroschen«, bemerkte sie, dann tauchte sie den Trinkhalm wieder in ihr kleines Puppenmündchen und sog mit eingehöhlten Wangen Schluck um Schluck, ohne einmal abzusetzen.

Ich hatte das eigenartige Gefühl, jeden Knochen in meinem Körper einzeln zu spüren. Unter Jennys mitleidigem Blick setzte ich meinen Kopfschutz ab und schleuderte ihn wütend auf den Boden. Ich spürte den gallenbitteren Geschmack von Blut im Mund, und als ich mit der Hand über meinen Unterlippe fuhr, entdeckte ich einen roten Fleck auf meiner Fingerkuppe.

»Kann man wohl sagen«, ächzte ich und sackte verschwitzt und halb zu Tode erschöpft neben Jenny auf die hölzerne Plankenbank, die den Ringraum an drei Seiten wie eine Galerie umschloß. »Ich werde niemals ein guter Ringer. Mickey ist ein Handtuch im Vergleich zu mir, und er wirft mich auf die Matte, als wäre ich ein Bündel aus Watte! Du machst dich über mich lustig, nicht wahr?«

Jennifer lächelte. »Wenn ich je das Bedürfnis verspüre, mich über dich lustig zu machen, werde ich dich vorher darüber informieren. Du fängst ja gerade erst mit dem Ringen an. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Nächstes Jahr wirst du die ganze Bande der Reihe nach auf die Matte schmettern!«

Ich tupfte mir das Blut mit einem weißen Kleenex aus dem Mundwinkel und wischte mir anschließend den Schweiß aus den Achselhöhlen und von der Brust. So saßen wir eine halbe Stunde schweigend nebeneinander, berührten uns mit Beinen, Hüften und Oberarmen und beobachteten das Geschehen auf den Ringmatten, Jenny am Plastikhalm schlürpfend, ich meine Unterlippe tufend.

Im Training der *Alligators* ging ein Ringkampf über drei Runden zu jeweils zwei Minuten. Die erste Runde begannen beide Ringer im Stand. Das war eine neutrale Kampfstellung, die keinem von beiden zu einem Vorteil verhalf. Vor der zweiten Runde durfte sich einer der beiden Gegner dafür entscheiden, ob er in der Boden- oder in der Oberlage anfangen wollte, und zu Beginn der dritten Runde ging dieses Recht dann an den anderen Ringer über. Ich merkte, daß Jenny sich nicht gegen unseren Körperkontakt wehrte. Sie ließ es zu, daß wir uns mit Beinen, Hüften und Oberarmen berührten! Meinen Handflächen begannen zu schwitzen, aber es gelang mir, meine Schüchternheit gegenüber den Mädchen zu überwinden und mit klopfendem Herzen Jennifer eine Frage zu stellen.

»Würdest du ... würdest du heute abend mit mir ins Kino gehen?« kam es scheu über meine inzwischen verschorfte Unterlippe.

»Warum das?«

»Einfach nur so«, antwortete ich mit einem Schulterzucken. »Du bist das hübscheste Mädchen, das mir in meinem Leben je begegnet ist, und du schaust dir

ganz bestimmt einen lustigen Film mit Meg Ryan oder Julia Roberts an.«

»Wir kennen uns kaum.«

»Das kann sich doch ändern«, behauptete ich. »Ich verspreche dir, daß ich nicht an dir herumfummeln werde. Nach dieser Niederlage würde es einfach mein Selbstwertgefühl steigern, mit einem Mädchen wie dir auszugehen.«

»Aber ich werde vorher meine Mutter anrufen, damit sie weiß, wo ich mich aufhalte.«

»Einverstanden«, meinte ich.

»*Ich* suche den Film aus.«

»Einverstanden«, wiederholte ich.

Jennifer zerknüllte ihren weißen Pappbecher und warf ihn gekonnt in einen Drahtgitterabfallkorb.

\*

Gegen Abend fanden wir in der Nähe der prachtvollen Grand Army Plaza ein Kino, in dem eine altmodische Liebeskomödie mit Meg Ryan und Tom Hanks lief. Es war so ein Kino mit Aircondition, in dem es auch Getränke und kleine Imbisse zu kaufen gab und in dem geraucht werden durfte. Jenny und ich rauchten beide nicht; dafür lud ich sie von meinem knapp bemessenen Taschengeld zu einem Glas Pepsi-Cola und einem riesenhaften Hot Dog mit Senf und Tomatenketchup ein.

Der Film erwies sich nicht so richtig nach meinem Geschmack. Mit meinen siebzehn Jahren war ich